
Die Fäden neu verknüpfen

Linke Narrative für das 21. Jahrhundert

**Undercurrents – Forum für linke
Literaturwissenschaft, Sommer 2021, Heft 16**

Die Fäden neu verknüpfen Linke Narrative für das 21. Jahrhundert

Undercurrents – Forum für linke
Literaturwissenschaft, Sommer 2021, Heft 16

- 5 Editorial
- 8 YASEMIN DAYIOGLU-YÜCEL & WIEBKE VON BERNSTORFF
**Von Fadenspielen, Tragetaschen und
Sammler_innen.**
Mehr-als-mensch-liche Narrative für die Zukunft
- 12 AUTO_INNENKOLLEKTIV HARAWAY
XYZ – eine spekulative Fabulation
- 14 SEBASTIAN SCHWEER
**Roads not taken – Möglichkeitsdenken
und linke Narrative nach dem ‚Ende der
Geschichte‘**
- 18 CHRIS REITZ
„A Riot is a Haunt“
Militante Poetik als revolutionäre Erinnerungsarbeit
bei Sean Bonney
- 23 RAFFAEL HIDEN
**Gesellschaftszeugen: Autofiktionale
Formexperimente der Gegenwart**
- 27 MAREIKE GRONICH
**Vom Nutzen und Nachteil der Mythopoesis
für emanzipatorische Bewegungen**
Luther Blissetts Roman Q und die Folgen
- 31 SEBASTIAN SCHULLER
Durch die Maschinen!
Umfunktionierung des kapitalistischen Realismus
als Strategie linker Erzählungen im 21. Jahrhundert
- 36 JARA SCHMIDT & JULE THIEMANN
Postmigrantischer Antifaschismus
Neue Kollektive und progressive Gegenarrative
- 40 ANNA SPENER
**„Unsere Rache ist unsere Existenz.
Unsere Waffe ist die Sprache.“**
Zum desintegrativen Potenzial von Mirna Funks
Roman *Winternähe*
- 44 JULIA FRITZSCHE
Wo sehen Sie sich in fünf Jahren?
Warum wir eine neue linke Erzählung brauchen
- 47 MASSIMO PERINELLI & LYDIA LIERKE
Unerhörte Wendegeschichte(n)
Konstruktionen multidirektionalen Erinnerens

Wo sehen Sie sich in fünf Jahren?

Warum wir eine neue linke Erzählung brauchen

JULIA FRITZSCHE

Vor einigen Jahren nahm ich an einem beruflichen Coaching teil. Die Trainerin – ich nenne sie aus dramaturgischen Gründen Monika – forderte uns auf, uns auszumalen, wo wir in fünf Jahren sind. Wo befindest du dich – ein Büro, eine Fabrik, eine Theaterbühne? Wer ist um dich rum – ein Team, ein Freund, niemand? Was machst du – stehst du, sitzt du, gehst du? Wie fühlt sich das an – ruhig, aufregend, lustig?

Wir hatten zehn Minuten Zeit. Ich war Journalistin in den ersten Berufsjahren und entwarf kurzerhand eine Vision: Ich würde in fünf Jahren den Gang einer Redaktion entlanggehen. Ich würde allen, die mir begegneten, warm zulächeln und sie mir (nichts Geringeres). Die Leute würden bei mir Rat suchen (immer). Und mein Gang wäre heiter und souverän (klar). Im Ernst, mein Idol war damals die Autorin Carolin Emcke, ich hatte sie mehrfach bei Radio- und Fernsehaufnahmen erlebt und war beeindruckt, wie warmherzig sie zu allen war, vor allem zu den oft Übersehenen wie Radiotechnikerinnen und Tonmännern.

Die zehn Minuten waren um. Wir waren sechs Teilnehmerinnen in einem Selbsthilfzentrum für Frauen. Klar, das war eine individualisierende Selbstoptimierung, wie sie für den neoliberalen Zeitgeist typisch ist, und ich möchte auch unerwähnt lassen, ob das klappte, weil ich hier nicht der Logik der Effizienz folgen will. Wir fünf Frauen konnten auch für uns behalten, was wir uns vorgestellt hatten, niemand würde uns je daran messen. Wir sollten nach den zehn Minuten nur sagen, wie es war. Und tatsächlich war ich verblüfft: durch diese konkrete Visualisierung – Wie sieht es da aus, was machst du, wie fühlt sich das an? – konnte ich ein anderes Bild von mir entwerfen. Frei von den Denkgewohnheiten der Gegenwart.

Ich will euch Leser*innen einer Literaturzeitschrift nichts über die Kraft der Imagination erzählen, doch ich möchte zeigen, dass uns konkrete Visionen, Utopien oder – wie ich es nenne – Erzählungen *auch als Gesellschaft* helfen, um aus der bedrängenden Gegenwart herauszukommen.

Visualisierungen, so heißen solche oder ähnliche Methoden, ermöglichen uns, gedanklich einen anderen Raum, eine andere Zeit, einen anderen Gemütszustand zu betreten. Ein Weg muss gedacht werden, damit wir ihn *gehen* können. Natürlich bringen uns auch manchmal Zufälle weiter (ein zerstreuter Professor vergaß mal eine Bakterienkultur über die Sommerferien, daraus wurde erst Schimmel, dann Penicillin), doch meist müssen wir etwas erst in unserem Kopf *entwerfen*, um etwas zu *ändern*.

Von einer Situation in eine andere kommen, ist besonders nötig, wenn die aktuelle Situation mangelhaft ist. Das war bei mir damals gar nicht so, ich war nur einfach in ein Selbstoptimierungs-Coaching geraten (*You rock, Kapitalismus!*). *Der Zu-*

stand der Welt aber ist mangelhaft. Klimakrise, Kriege, Armut, so viele Menschen wie nie zuvor auf der Flucht (80 Millionen) – und vermutlich nicht die letzte Pandemie (aktuell mit drei Millionen Toten, Stand Mai 2021). Selbst in einer Region mit vielfältigen Lebensgrundlagen und weitgehenden Schutzrechten wie der Bundesrepublik ist jedes fünfte Kind von Armut bedroht, jede dritte Nacht tötet ein Mann seine Freundin oder Exfreundin, und nicht-Weiße Menschen leben in Angst vor Gewalt und Totschlag. Aus all dem brauchen wir einen Ausweg. Aber einen Ausweg ... wohin? Wie sieht es da aus? Monika, kannst du uns da helfen?

Warum wir eine eigene Erzählung brauchen

Was Coaching-Methoden und Erziehungsratgeber lehren: Wir brauchen eine *eigene* Idee. Es reicht *nicht*, wenn wir etwas *ablehnen* (Sag den Kids nicht „Geh nicht über die Absperrung!“). Denn unser Gehirn überhört das Wort ‚nicht‘ gern, es kann es schlicht schlecht denken. Das wird in einem Test der Sprachwissenschaftlerin Elisabeth Wehling sichtbar. Er geht so: *Denken Sie jetzt nicht an die grauen Haare von Barack Obama!* Und? Woran habt ihr gedacht? Fast alle, mit denen ich den Test mache, haben an die grauen Haare von Barack Obama gedacht. Imagination funktioniert also nicht nur, wenn wir uns lange auf etwas konzentrieren, sondern auch schon, wenn wir nur kurz einen Gedanken erhaschen – und sogar, wenn wir ihn nicht denken wollen.

Das macht sich das Coaching zu Nutze: Wenn ich nur jeden Tag erneut denke, wie zermürbend und abstoßend meine Arbeit in der Werbeagentur ist (und wie sexistisch mein Chef), weiß ich noch nicht unbedingt, was ich stattdessen machen soll. Und das Gleiche gilt für politische Ideen. Wenn wir nur sagen, dass wir *gegen* etwas sind, wissen wir noch nicht, *wofür* wir sein sollen. Sind wir nur *gegen den Kapitalismus*, wird sich schlecht wer was Anderes vorstellen können.

Natürlich ist Gegen-etwas-Sein für emanzipatorische Projekte wichtig, wir müssen auch dezidiert gegen bestimmte Verhältnisse sein, uns ‚antifaschistisch‘, ‚antikapitalistisch‘, ‚antisexistisch‘ nennen. Vor allem müssen wir sagen, dass wir gegen die beiden etablierten Erzählungen sind: gegen die *extrem rechte Erzählung*, die ein gutes Leben nur für ‚die Volksgemeinschaft‘ will, und gegen die *neoliberale Erzählung*, die ein gutes Leben nur für die will, die ‚sich anstrengen‘. Wir müssen auch laut sagen, dass wir diese beiden alten Herrenwitze begraben wollen (Betonplatte drauf, Sarkophag drüber, Pyramide on top). Denn Dagegensein ist als Kritik wichtig, und es kann in gewissen Momenten ein erster gemeinsamer Nenner für eine Gruppe, ein Bündnis oder eine Bewegung sein. Sobald sich die Beteiligten aber weitgehend darüber versichern, was unhaltbar ist – aktuell sind sich viele soziale Bewegungen einig, dass Kapitalismus, die gegenwärtige Klimapolitik und Machtverteilung unhaltbar sind –, geht es darum, einen Ausweg aus der bedrängenden Gegenwart zu entwerfen. Wir müssen also überlegen, wo wir hin wollen, einen Denkraum aufmachen – eine andere, eine bessere Welt so realisierbar machen.

Leider sind wir häufig noch nicht so weit. Das *Deutsche Historische Museum* stellte 2019 die Parteiprogramme der sechs Bundestagsparteien als Wortwolken dar, also die häufigsten Worte am fettesten. Bei der SPD war zum Beispiel das Wort ‚Zeit‘ ziemlich fett. Bei Union und AfD das Wort ‚deutsch‘ (Rechte sind zwar auch manchmal gegen Dinge, vor allem können sie aber gut eigene Ideen vermarkten, zum Beispiel die Idee von ‚Nationen‘, von ‚Deutschen‘, vom ‚Eigenen‘, vom ‚Westen‘). Bei der *Linkspartei* war – und darauf will ich hinaus – das häufigste Wort ‚gegen‘!

Gegen etwas zu sein, ist aber eben in der Wirkung leider schwach, denn wir *betonen* genau das, wogegen wir sind. Treten wir für ‚Postwachstum‘ ein (‚post‘ ist ähnlich wie ‚gegen‘, ‚nicht‘, ‚anti‘), so betonen wir *Wachstum*. Es ist schwer, sich eine andere

Wirtschaftsweise vorzustellen. Was viele meinen, wenn sie davon reden, ist eine Art maßvolles Wirtschaften: in Kreisläufen, sehr viel regionaler und nachhaltiger, nach Bedürfnissen ausgerichtet, nicht Profit und Status-Konsum. Mir ist noch kein passender Begriff untergekommen, aber ‚maßvolles Wirtschaften‘ oder ‚genügsames Wirtschaften‘ wäre schon treffender – und vor allem aus framing-theoretischer Perspektive wirkmächtiger als ‚Postwachstum‘.

Ähnlich ist es mit dem Ruf nach ‚No Border‘, also keine Grenzen. Unser Hirn denkt *Grenzen, Grenzen, Grenzen*, als wäre es selbstverständlich, dass zwischen Stuttgart und Zürich eine Grenze verläuft, obwohl weder Sprache, noch Flüsse, Berge, Täler das nahelegen. Was viele Asylhelferinnen oder Seenotretter mit dem Slogan aber meinen, ist *globale Bewegungsfreiheit*. Da steckt das Wort ‚Globus‘ drin, unser Planet, auf dem wir als Schicksalsgemeinschaft leben. Da steckt das Wort ‚bewegen‘ drin, etwas Alltägliches, tendenziell Positives. Da steckt das Wort ‚Freiheit‘ drin, die Idee, frei zu sein, frei zu handeln, frei zu entscheiden. Globale Bewegungsfreiheit legt viel mehr nah, worum es geht, nämlich darum, dass wir Menschen uns frei über den Globus bewegen, unabhängig von einer Pässe-Lotterie, nach der eine Deutsche in 172 Staaten visafrei einreisen kann, eine Afghanin in 28.

Wir müssen also *das Eigene* beginnen zu denken, eine eigene Zukunft entwerfen, *eigene Ideen* entwickeln, benennen, ausmalen. Manchen reicht es, den Kapitalismus grün anzumalen und bis zum Lebensende jede Woche im Biosupermarkt eine neue Craftbeer-Sorte zu probieren. Doch alle, die mehr wollen, müssen jetzt neue Denkräume eröffnen. Welche Welt wollen wir?

Wo wir bereits Geschichten finden

Als Journalistin hab ich in den letzten Jahren viele Menschen befragt, welche Ideen und Visionen sie für ihre Zukunft haben. Ich hab mit streikenden Pflegekräften und Feministinnen darüber gesprochen, dass *Care-Arbeiten* wie Pflegen, Putzen, Kochen, Erziehen, Waschen zentral für unser Leben sein müssten, wir sie also gut bezahlen und allen genügend Zeit dafür geben müssten. Ich hab Ideen von Indigenen im Globalen Süden gesammelt, die ein *naturverbundenes Leben anstreben* und sich dagegen wehren, dass westliche Unternehmen ihnen für Rohstoffe den Boden unterm Arsch wegbaggern. Ich hab mit Asylhelfer*innen gesprochen, die für eine *globale Bewegungsfreiheit und Seenotrettung für alle* eintreten. Diese Ideen hab ich gesammelt, zu lesen in *Tiefrot und radikal bunt – Für eine neue linke Erzählung* (2019).

So partikular die Interessen der Leute waren, so ist ihnen doch auch viel gemeinsam, vor allem drei Analysen: Dass wir unser *Wirtschaften an Bedürfnissen* ausrichten müssen, nicht an Profit. Dass wir *neue demokratische Formen* brauchen, lokaler, mehr face-to-face, wie es in lokalen Ernährungsräten oder Klimaräten passiert. Und dass wir ein *Menschenbild* brauchen, das anerkennt, dass wir (zumindest auch) empathisch und solidarisch sind (nicht nur Egomane und Gewalttäterinnen), und dass wir voneinander abhängig sind (nicht nur Einzelheinzle).

Eine noch konkretere Vision einer Zukunft lieferte 2020 der Think Tank *Konzeptwerk Neue Ökonomie*. Expert*innen aus den Bereichen Arbeit, Bildung, Fürsorge, Migration, Klima, Energie und Wohnen haben eine ‚Zukunft für alle‘ entwickelt, erschienen im gleichnamigen Buch und Online-Portal. In dieser Zukunft zur Mitte des Jahrhunderts versorgen wir uns vor allem über lokale Handwerksbetriebe und Höfe, anstatt einen Apfel drei Mal um den Planeten zu fliegen, bevor wir ihn essen. Notwendige, seltene Materialien aus dem Süden, zum Beispiel für Tablets, bauen wir behutsam ab und unter Bedingungen der Menschen dort. Wir bewegen uns in gut ausgebauten öffentlichen Bahnnetzen, mit Lastenrädern und geteilten Dorftaxis fort. Fernreisen machen wir mit

dem Zug, weil wir Sabbatical-ähnliche lange Ferien haben. Die 20-Stundenwoche ist die neue Vollzeit, heutige Geringverdienende kriegen Lohnausgleich. Märkte und Geld gibt es weiter, daneben aber viele Bereiche ohne Geld, in denen wir Dienste und Güter einfach so teilen. Eine Grundsicherung ermöglicht uns Zugang zu Essen und einer Wohnung – wer eine größere Wohnung oder besonderes Essen will, kann sich das durch zusätzliche Zahlungen erkaufen. Bildung und Krankenhäuser sind frei zugänglich, Willkommenszentren empfangen alle, die neu in einen Ort kommen, egal ob aus Mecklenburg-Vorpommern oder dem Hindukusch. Pässe verlieren an Bedeutung, denn es gibt globale Bewegungsfreiheit. Rüstungsproduktion und unfaire Handelsabkommen wurden zurückgefahren, und auch die Menschen im Süden leben hauptsächlich von lokalen Wirtschaftskreisläufen.

Visionen, wie das Konzeptwerk oder ich sie gesammelt haben, sind komplexer als eine Coaching-Vision. Vor allem weil eine emanzipatorische Vision ja die *Stimmen der Vielen* zusammentragen muss. Aus vielen kleinen Geschichten von Empathie und Solidarität, die sich ähneln und sich ergänzen, wird so idealerweise eine große Erzählung. Die vielen Stimmen sind wichtig, denn eine erfolgreiche politische Erzählung braucht unter anderem Folgendes:

Sie muss am Alltag der Menschen anknüpfen, sie abholen, eine Art *reality check*. Sie muss also den Eindruck erwecken, sie bezöge sich auf gemeinsame Erfahrungen. Idealerweise wurden diese Erfahrungen tatsächlich gemacht – das wäre im Sinne einer linken Erzählung, die versucht, die Interessen der Vielen einzubeziehen. Für ihre Wirksamkeit würde es aber auch reichen, dass sie spontan evident erscheinen. So ist ja sogar die extrem abstruse rechte Story vom ‚Untergang des Abendlandes‘ für manche plausibel, weil sie unter anderem an vermeintliche Erfahrungen von Flut (‚Migrationswelle‘) anknüpfen kann. Anders als rechte Erzählungen sollten linke aber natürlich lieber tatsächlich am Erleben der Menschen anknüpfen.

Damit eine Erzählung erfolgreich ist, sollte sie außerdem oft wiederholt werden, wir müssen sie immer wieder hören, eine Art *loop*. Wenn die Erzählung tatsächlich mit den Erfahrungen der Menschen übereinstimmt, ist es auch ziemlich wahrscheinlich, dass sie weitererzählt wird und so eine erfolgreiche Erzählung entsteht – idealerweise wird sie sogar von Menschen aus verschiedenen Milieus erzählt.

Wenn wir gemeinsam einen Ausweg aus der bedrängenden Gegenwart finden und unsere Ideen zu einer großen neuen Erzählung bündeln wollen, sollten wir also anfangen, im Alltag unsere Idee und Begehren zu teilen: Wir sollten viele kleine Geschichten sammeln. Das Praktische ist: Wir erzählen ohnehin den ganzen Tag. In der Kantine, am Kinderbett, in der Kanzlei. Wir erzählen uns Geschichten davon, warum wir da sind, warum wir sind, wie wir sind, was wir lustig finden, was nicht. Warum nicht auch davon erzählen, was wir begehren?

Idealerweise machen wir das wie beim Coaching durch Ausmalen, durch Visualisieren. Ja, diesen Teil der Optimierung können wir – ebenso wie die Erkenntnisse aus Framing-Theorien wie von Elisabeth Wehling – auch für ein emanzipatorisches Projekt übernehmen, ohne dass es peinlich wird. Es handelt sich schlicht um psychologische und neurologische Mechanismen.

Anstatt allein und vereinzelt in individuelle Selbstoptimierungs-Coachings zu gehen, sollten wir uns also kollektiv fragen: Wo sehen wir uns in zehn Jahren? Wie fühlt sich das an? Wer macht da was? Wie schmeckt das? Wie riecht das? Wie sieht das aus? Wollen wir ein Matriarchat, in dem Handydisplays nie kaputt gehen, weil Dinge lang halten und geplante Obsoleszenz verboten ist? Wollen wir eine globale Kommune, in der Tiere wählen dürfen? Wollen wir einen anarchistischen Stadtteil, wo es jede Woche

kostenloses Craftbeer zum Probieren gibt? Wir müssen nicht vier Jahrzehnte am Schreibtisch *die* Utopie entwerfen. Denn wir wollen viele kleine Utopien sammeln. Du kannst jede Woche eine entwerfen – und sie mit anderen diskutieren. Starte jetzt. Deine erste Utopie-Einübung beginnt jetzt: Du hast zehn Minuten.

Julia Fritzsche ist Autorin und Journalistin. Sie macht Radio und Fernsehen und schreibt. Unter anderem für die ARD und Arte. 2019 erschien ihr Sachbuch Tiefrot und radikal bunt. Für eine neue linke Erzählung bei Edition Nautilus. Ihre Radiofeatures sind vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Deutschen Sozialpreis, dem Juliane Bartels Medienpreis und dem Otto-Brenner-Preis.